

Die Nasenform des neuen Menschen

Als der prominente plastische Chirurg Jason Diamond vor ein paar Jahren beschloss, seine Dienste zukünftig nicht mehr nur in Beverly Hills, sondern auch in Dubai anzubieten, da zerbrach er sich vor allem darüber den Kopf, ob es ihm wohl gelingen würde, seine Fähigkeiten auf dem Gebiet des Straffens, Spritzens und Absaugens mit den Optimierungsbedürfnissen des arabischen Marktes in Einklang zu bringen. Es stellte sich jedoch schnell heraus, dass seine Sorgen unbegründet waren. Diamond war in Dubai genau richtig. In Qatar, Teheran oder São Paulo wäre er es allerdings genauso gewesen. Halle Berrys Nase, die sinnlichen Lippen von Megan Fox sowie der sehr runde Po von Jennifer Lopez gelten auch dort als ideal.

Darin besteht ja die Logik einer globalisierten Welt: Wir wissen ziemlich genau, wie ein Burger von McDonald's zu schmecken hat, ganz gleich, in welchem Winkel der Welt wir ihn essen. Mit der Vorstellung, wie die perfekte Nase beschaffen ist, verhält es sich ähnlich. Beides, Burger wie Nase, sind westliche Exportgüter. Die Kreise, die sie ziehen, weiten sich unaufhörlich. Für Diamond, so sagte er der Zeitschrift „The Atlantic“, war diese Passgenauigkeit von Verschönerungswünschen trotz aller Globalisierungsgesetzlichkeiten ein Schock.

Das bedeutet natürlich nicht automatisch, dass kulturelle Eigenheiten irgendwann komplett verschwinden werden. Nehmen wir die Japanerinnen, die selbst bei absurd heißen Temperaturen zum Schutz ihrer Blässe meist langärmelige Oberteile tragen, ungesunde Bleichcremes verwenden und sich gern auch bei bewölktem Himmel unter einem Sonnenschirm verstecken. Währenddessen drucken hierzulande Lifestylemagazine seitensweise Tipps zur Bräunung, und man wird schief angesehen, falls die Haut nach einem zweiwöchigen Sommerurlaub nicht erheblich dunkler ist als zuvor. Daran, dass die Angleichung von Schönheitsidealen, die mit einer Ökonomisierung des Körpers einhergeht, sich atemberaubend beschleunigt hat, ändert das allerdings nichts.

Die Maßstäbe werden nicht zufällig in Europa und Amerika gesetzt. Die Schönheitsindustrie hat die Grundlagen zur globalen Standardisierung von Schönheitsbildern bereits vor Jahrzehnten gelegt. Die Hauptprotagonisten heißen L'Oreal sowie Procter & Gamble. In den achtziger Jahren war der Einflussradius beider Unternehmen noch hauptsächlich auf ihre heimischen Absatzmärkte beschränkt. Das änderte sich in den Neunzigern. Sowohl L'Oreal als auch Procter & Gamble kauften nach und nach Firmen fern der Heimat auf. Heute sind sie globale Giganten.

Schätzungen zufolge lassen in Deutschland mehr als eine halbe Million Menschen pro Jahr Schönheitschirurgische Maßnahmen an sich vornehmen. Seit dem Jahr 2000 hat sich die Zahl verdreifacht. Der Anteil der Männer, der derzeit bei etwa zwanzig Prozent liegt, steigt kontinuierlich. Die Vermarktung des Körpers ist geschlechterübergreifend. Es ist inzwischen vollkommen normal, dass Hautarztpraxen in ihren Wartezimmern für Botox-, Hyaluron- oder Laserbehandlungen werben und auf die Abbildung finsterner Ekzeme lieber verzichten. In den Körper zu investieren, so wird permanent suggeriert, lohnt sich irgendwann in barer Münze, etwa wenn es darum geht, auf dem Karriereweg voranzukommen.

Der Begriff „Schönheitswahn“, der oft reflexartig fällt, sobald das Feld der ästhetischen Chirurgie gestreift wird, trifft dabei nicht einmal die halbe Wahrheit. Die entscheidende Frage lautet nicht mehr: Fühle ich mich nach der Körperoptimierung schöner als vorher, sie lautet: Wie sehr steigert ein tränensackfreies, botoxgegrafftes Gesicht meinen Marktwert? Wie viel ist die optisch zurückgewonnene Vitalität im Arbeitsleben wert? Ein bekannter plastischer Chirurg aus New York bringt die zugespitzten Wettbewerbsbedingungen auf den Punkt. Arbeitslosen, die einen Job suchen, um den sie mit zehn, zwanzig Jahre jüngeren Bewerbern kon-

Mit diesem Gesicht landen Sie doch niemals auf einem Chefsessel! Kosmetische Industrie und plastische Chirurgie tun alles, um uns einzureden, nur wer schön sei, bringe es im Leben weit. In Südkorea lässt man sich inzwischen sogar die Kiefer brechen für diesen Glauben.



Vorher/Nachher: In den U-Bahn-Stationen von Seoul werben plastische Chirurgen für eine Kieferverlagerung.

Foto AFP

kurrieren, bietet er das „Job Fighter Package“ an. Die optische Generalüberholung (vor allem Faltenglättung) ist freilich ein trügerisches Versprechen. Dazu passt, dass das von der Krise gezeichnete Griechenland in internationalen Ranking der Schönheitsoperationen laut der International Society of Aesthetic Plastic Surgery einen Spitzenplatz einnimmt. Es wird an Kleidung gespart, an Essen und Urlaubsreisen, aber eben nicht an der Ich-Vermarktung.

Vor zwei Jahren erschien in Amerika ein Buch mit dem Titel „Beauty Pays“. Dass attraktiven Menschen größere Erfolgchancen zugeschrieben werden als weniger attraktiven, ist nicht neu. Der Autor Daniel Hamermesh zeigt in seinem Buch anhand ökonomischer Studien, in welchem Ausmaß sich Attraktivität buchstäblich auszahlt, und zwar nicht nur in Berufen, in denen die Optik im Mittelpunkt steht. Gutaussehende Menschen, so Hamermesh, halten wir automatisch für klüger, ehrgeiziger, ge-

wissenhafter, produktiver. Diese Zuschreibung guter Eigenschaften geschieht unbewusst. Schönheit liegt ja nachweislich gerade nicht im Auge des Betrachters. Jedem Auge gefällt Symmetrie. Was ihm zudem gefällt, sind beim weiblichen Geschlecht volle Lippen, große Augen, eine reine Haut und glänzendes Haar. Daran lässt sich nicht rütteln. In einem Interview mit dem „Spiegel“ zitierte Hamermesh eine Studie für Deutschland, nach der jene, die äußerlich zum oberen Drittel gezählt werden, etwa zehn Prozent mehr verdienen als diejenigen, die, an ihrer Attraktivität gemessen, zu den unteren zehn Prozent gehören. Rechnet man diesen Befund auf ein Arbeitsleben hoch, bedeutet das am Ende eine durchschnittliche Einkommensdifferenz von etwa 120 000 Euro. Was Hamermesh bei seiner Rechnung jedoch unterschlägt, sind die enormen Kosten für die ästhetischen Behandlungen – 50 000 Euro kommen da schnell zusammen.

Die Vorstellung, dass der Körper ein Produkt ist, das für den kapitalistischen Kreislauf perfektioniert werden muss, um die Chancen auf dem Arbeits- und Liebesmarkt zu steigern, hat niemand so sehr auf die Spitze getrieben wie die südkoreanische Gesellschaft. Das Aussehen wird dort als eine der wichtigsten Währungen überhaupt gehandelt. Und so ist es auch ein vollkommen normaler Vorgang, dass zahlreiche junge Frauen von ihren Eltern zum Studienbeginn eine doppelte Augenlidkorrektur oder eine Nasenplastik geschenkt bekommen, was sich auch als Zeichen werten lässt, dass der Wind, der ihnen von nun an um die Ohren blasen wird, rauher ist. So weit die harmlose Variante. Für die weniger harmlose, die sogenannte „V-Line surgery“, werben im öf-

fentlichen Raum, an Bus- oder U-Bahn-Haltestellen von Seoul, wo die Dichte plastischer Chirurgen weltweit am höchsten ist, riesige Vorher-nachher-Fotos. Es handelt sich um nichts anderes als eine radikale Neuformung des Gesichts. Die Kieferkontur wird durch das Brechen und Abschleifen der Kieferknochen verändert.

In der Kieferchirurgie ist die Kieferneupositionierung eine gängige Operation, der sich jedoch eine über Monate hinziehende Genesungsphase anschließt, von den Risiken ganz zu schweigen. Das Ziel einer solchen Operation ist die Korrektur ausgeprägter Bissanomalien oder skelettaler Deformationen. Der ästhetische Effekt ist gewissermaßen ein Nebenprodukt. In Südkorea liegt die Sache anders. Die medizinische Indikation fällt gar nicht ins Gewicht. In der Regel geht es ausschließlich um den ästhetischen Gewinn. Aus einem runden Gesicht modelliert der Operateur einfach ein schmales. Die Vorher-nachher-Bilder sind so verstörend, weil sie keine Menschen zeigen, die jünger, frischer oder entspannter wirken. Sie zeigen neue Menschen.

Die Vorbilder für diese relativ neue südkoreanische Spielart stammen aus der heimischen Popmusik, dem „K-Pop“, der seit dem gigantischen Erfolg von „Gangnam-Style“ des Rappers Psy weltweit ein Begriff ist. Wer einmal eines der zahlreichen im Netz abrufbaren K-Pop-Videos anklickt, der sieht elfenhafte Wesen mit kindchenschemahaft großen Augen, zierlicher Nase und einem schmalen, zerbrechlich anmutenden Gesicht. Als sei über jeden einzelnen Star ein und dieselbe Schablone gelegt worden. Und genau das ist ja auch geschehen.

MELANIE MÜHL

Yi Sha

Danke, Vater

unter mao zedong gab es auch den sternenhimmel unterm weiten sternenhimmel gab es aufblickende menschen im volk. vater und ich in einer sommernacht vater erzählte mir vom universum und von einem kosmonauten namens gagarin mein mund stand offen wie ein scheunentor. danke, vater du bist mein himmelvater hast mich in einem 9 600 000 quadratkilometer großen nordkorea in einem finsternen winkel unter tausend millionen unterernährten dummen zum gescheitesten gemacht der die zukunft nicht sah aber dafür das all

Aus dem Chinesischen übersetzt von Martin Winter

Martin Mosebach

Unbedingter Glaube an die Kraft des Gedankens

Er hätte auch Goethe oder Nietzsche redigieren können: Erinnerungen an meinen Freund Henning Ritter

Wenn ich am Freitagnachmittag ins Kaffeehaus kam, war Henning Ritter meist schon da. Ich blieb dann einen Augenblick in der Tür stehen, um ihn zu beobachten. Er war stets über ein Manuskript gebeugt, unter einer Glasglocke der Konzentration von den übrigen Gästen geschieden. Er las mit einem Bleistift in der Hand – er las immer mit einem Bleistift in der Hand, manche behaupteten, dass er auch Goethe und Nietzsche redigierte –, und er glückte sich sofort in einen Kommentar um. Dann hob er den Kopf und begrüßte mich mit seinem spöttischen Lächeln. Seine Lieblingslektüre stammte aus dem achtzehnten Jahrhundert, und er glückte in mehr als einer Hinsicht einem *homme de lettres* dieser Epoche; „leger et dur“ nannte Voltaire seine Franzosen, und das hätte auch über Ritters Art zu denken gesagt werden können. Sein Gesicht war wie von dem großen Pastellmaler Quentin de la Tour ge-

malt, der Ritters lebenslangen Helden Rousseau festgehalten hat, nur dass Ritter die großen Augen, mit denen der Maler seine Modelle gern verschönte, wirklich besaß.

Unser Gespräch war höchst eigentümlich. Sein Scharfsinn war beunruhigend, niemals verurteilend und niemals empört, aber auch niemals zu täuschen, und die Frage, die er weniger seinem Gegenüber als sich selbst stellte, hieß: Was bedeutet es, dass dieser Mensch hier mir diese Geschichte erzählt? Unversehens sah man sich in andere Bezüge versetzt, die weit über das Geäußerte hinausreichten. Unter seinen behutsamen Fragen und Anmerkungen wurde sein Gegenüber zum Phänomen, das ihm eine geistige Landschaft verständlich machte, die dem Sprecher womöglich ganz unsichtbar geblieben war. Man trat sich selbst in seiner Gesellschaft in einem leicht verändernden Spiegel entgegen. So hatten unsere Tref-

fen etwas Séancehaftes – ich viel sprechend, mich um Kopf und Kragen redend, er mich ironisch musternd, alles längst verstanden habend, um dessen Formulierung ich mich unbeholfen bemühte. Dass Rousseau sein Liebling war, der Außenseiter, der eine aufs höchste entwickelte Kultur durch die Umkehrung ihres Grundprinzips zum Einsturz brachte, verblüffte mich so lange, bis ich darin seinen unbedingten Glauben an die Kraft des Gedankens erkannte. Und es war ja nicht nur der Revolutionär, der ihn anzog, sondern vor allem jener „Rousseau juge de Jean-Jacques“, der das eigene Denken einer gnadenlosen Revision unterwarf. Rousseau verkörperte für Ritter die Möglichkeit, mit sich selbst nicht solidarisch zu sein; sein Spott kam aus der Überzeugung, dass wir uns nur noch nicht weit genug von uns selbst entfernt haben, wenn wir nicht erkennen, wie komisch wir sind und wie fragmentarisch alles ist, was wir

ins Werk setzen. Als Journalist hatte er mit einem charakterlichen Handicap zu kämpfen: Er war nur bereit zu schreiben, was er vor dem strengsten ihm bekannten Gerichtshof, seinem Gewissen, verantworten konnte, und so zögerte er oft, zu der in seinem Gewerbe als notwendig empfundenen eindeutigen Konklusion zu gelangen.

Es ging diesem, von manchen in seiner Ironie provozierend empfundenen Geist vor allem um Gerechtigkeit, und die ist in der Welt der Gedanken vielleicht noch schwerer zu finden als für die Taten. Wenn es nach subtilster Abwägung dann aber schließlich doch noch zum Richterspruch kam, konnte er unversehens von messerscharfer Bösartigkeit sein. Er fand dann zu Formulierungen, die dem zu Harmlosigkeit erzeugenden Publikum so ungeheuerlich vorkamen, dass es glaubte, nicht richtig gesehen zu haben, und deshalb vergaß, sich zu entrüsten.

Im Kaffeehaus habe ich in gewissen Abständen in den Seitenblättern dürfen, aus denen er dann seine legendären „Notizhefte“ geformt hat, dies Buch, das er nicht eigentlich geschrieben hat, sondern das lesend und denkend unmittelbar aufs Papier gekommen zu sein scheint. Ich glaubte immer, dass das Schreiben für ihn mühelos wie das Atmen sei. Da hat er mich getäuscht. Als er mir von der Diagnose des Arztes berichtete, die ihm keine große Hoffnung mehr ließ, sagte er mir sehr eindringlich: „Ich fühle eine ungeheure Erleichterung – du musst nie wieder schreiben.“ Seine Gelassenheit, seine stoische Ruhe, die Äquidistanz zu allem, was er beschrieb, hatten einen Unterstrom von Anspannung, ohne die eine große Leistung nicht möglich ist.

Der Schriftsteller Martin Mosebach, geboren 1951, lebt in Frankfurt. Zuletzt erschienen der Roman „Was davor geschah“ und der Essayband „Als das Reisen noch geholfen hat“.

Berlins Bauchas

K eine Stadt der Welt ist so auf ihr Zentrum fixiert wie Berlin. Tausende von Artikeln wurden über das vom Bund vorangetriebene Schloss geschrieben, auf Podiumsdiskussionen redeten die Kontrahenten mit roten Köpfen aufeinander ein, als hingen die Identität der Stadt sowie die Zukunft des europäischen Städtebaus an der Frage, ob in ihrer Mitte ein hohenzollernschlossähnlicher Neubau errichtet wird. Nur: Neunzig Prozent der Stadtbewohner werden das Schloss vielleicht einmal im Monat sehen, identitätsbildende Erlebnisse mit Architektur finden vor allem dort statt, wo gewohnt und gearbeitet wird – in Vororten, Geschäftsvierteln und Plattenbausiedlungen, über die man viel zu wenig diskutiert. All das sollte die Internationale Bauausstellung 2020 ändern; mit ihr wollte Senatsbaudirektorin Regula Lüscher den Blick auf die Großsiedlungen am Stadtrand lenken. Jetzt verweigerte der zum Sparen gezwungene Senat die Bewilligung der vorgesehenen fünfzig IBA-Millionen und verwies zum Trost auf die beschlossene Wohnungsbauförderung von mehreren hundert Millionen Euro. Nur: Wenn man Wohnungsbau fördert, muss man eine Vorstellung davon haben, was für Wohnungen gebraucht werden. Die meisten Wohnungsbauunternehmen bauen aber immer noch viel zu oft um einen Lebensentwurf herum, den es gar nicht mehr gibt: Schon vor einem Jahrzehnt wurden 35 Prozent aller Haushalte in Deutschland nur von einer Person bewohnt, in den Großstädten sind es sogar fünfzig Prozent. In Großstädten sind Familien eine Randgruppe – ihr Anteil liegt gerade einmal bei 17 bis 20 Prozent. Wie kann die Zukunft des Wohnens angesichts dieser Bedingungen aussehen, welche neuen Formen von Gemeinschafts- und Privatheitswünschen entstehen hier? Wie baut man für Singles, Studenten, alleinerziehende Berufstätige; könnten offenere Wohnformen mit neuen Gemeinschaftsräumen eine Lösung sein; was bedeutet es heute, einen „Platz“ zu bauen? All diese Fragen, sagt Lüscher, sollten auf der IBA beantwortet werden. Fragen, die man als öffentlicher Bauherr aber auch auf den größtenteils im öffentlichen Besitz befindlichen Liegenschaften nahe dem Alexanderplatz beantworten könnte, wo direkt an der Karl-Marx-Allee eine besonders trostlose Plattenbausiedlung steht. Mit wenigen Mitteln könnte man hier etwas Wegweisendes schaffen: Durch die Begrünung der Dächer könnte eine Gemeinschaftszone für die Bewohner geschaffen werden, die lochartigen Eingänge könnten durch die Aufgabe der Wohnung darüber vergrößert werden, wie es die Architekten Lacaton & Vassal am Stadtrand von Paris gezeigt haben; dort wirkt der Eingang eines Sozialbaus jetzt hell und leicht wie die Lobby eines noblen Hotels. Schließlich könnten kleinere Ateliergebäude mit Läden, Cafés, Bäckereien, Werkstätten und Räumen für Start-ups jene kleinteilige Struktur in die Schlafburgen bringen, die dort fehlt. Solche Ergänzungen kosten nicht viel. Ein Gemeinwesen, das Hunderte von Millionen für ein rekonstruiertes Schloss übrig hat, sollte sich die wenigen Millionen leisten können, die es verlangt, kaum einen Kilometer entfernt bezahlbares und attraktives Wohnen in der Stadt möglich zu machen. Es ist ein Rätsel, warum diese Eingriffe nicht längst vorgenommen wurden. Ein internationaler, von der öffentlichen Hand ausgeschriebener und umgesetzter Wettbewerb für dieses Areal könnte immerhin noch eine kleine IBA ergeben und zeigen, dass Berlin mehr zu bieten hat als die Kommerzialisierung und Nostalgie des Zentrums unter den Augen einer staunend-sentimentalischen Politik, die alle Gestaltungsansprüche an private Akteure delegiert hat.

Heute

Hauptsache Körper

Der italienische Künstler Piero Manzoni hat einen gepflegten Ruf als Infant terrible. Jetzt widmet ihm das Frankfurter Stadel eine umfassende Ausstellung. Seite 27

Vive la Kultur!

Frankreichs Gesellschaft ist in vielen Fragen gespalten. Nur in einer Frage herrscht Konsens: Die „kulturelle Ausnahme“ darf von niemandem angetastet werden. Seite 28

Er tötete 274 899 Tiere

Ein Mann, viele Schüsse: Der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand war ein bessener Jäger. Das Tagebuch seiner Weltreise kann besichtigt werden. Sachbücher 29

Frisches Hirn ist am besten

Max Brooks, Sohn des Komikers Mel Brooks und der Schauspielerin Ann Bancroft, ist der bedeutendste Zombieforscher der Welt – und gibt gern Überlebens Tipps. Kino 30